

Ein halber Held

Demenz, Teil 1

Dieser ironische Begriff stammt von Horst Wenderoth, denn so empfindet er sich, seit ihm der Alltag entgleitet. Sein Sohn, GEO-Autor Andreas Wenderoth, schildert berührend, was geschieht, wenn Demenz in eine Familie einbricht

Von Andreas Wenderoth, GEO, 11/2014

Wie geht es dir heute?

Bin ein bisschen wirrwarig. Ich weiß zum Beispiel nicht, wie ich mit dem Auto zum Arzt gekommen bin.

Der Arzt ist zu dir gekommen. Du bist nicht Auto gefahren.

Ach, der ist zu mir gekommen? Ja, welcher Arzt denn? Wie dem auch sei, ich hab mich jedenfalls ins Bett geworfen und mir gesagt, in deinem Bett ist solches Chaos, du wirst doch in Ruhe nachher mal aufräumen, zunächst mal in deinem Kopf. Das ist das Wichtigste.

An einem schneelosen Sonnabend im November 2013 verliert mein Vater sich selbst. Wir sind gegen Mittag verabredet, ich fahre nach Berlin-Lichterfelde und rufe aus der S-Bahn an. Meine Mutter ist am Telefon, aufgelöst: Der Vater sei aggressiv gegen sie. Er rede wunderbar, eigenartigerweise wünsche er, dass die Arbeiter von der Baustelle nebenan ihm seine Medizin reichten.

„Hilfe, Hilfe“, ruft er aus dem Hintergrund, meine Mutter reicht den Hörer weiter. „Papa, was ist mit dir?“ – „Ich sterbe!“ Und: „Die Mama will mich

umbringen!“ Ich versuche ihn zu beruhigen. „Nein, das will sie nicht, sie möchte dir helfen. Aber du musst dir von ihr helfen lassen.“ Ich setze mich in ein Taxi, meine Mutter öffnet schließlich die Tür, ich sehe, sie hat nicht geschlafen. Sie deutet mit dem Finger nach oben. Mit angsterfüllten Augen sitzt dort mein Vater in seinem Arbeitszimmer, seltsam zusammengekrümmt auf dem alten beigefarbenen Ohrensessel, weint, als er mich sieht. Ich streichle ihm den Kopf und sage: Es ist gut. Er müsse sich nicht mehr sorgen. Obwohl ich weiß, dass das nicht stimmt. Und auch er wird es ahnen.

Später bugsieren wir ihn irgendwie ins Bett. Als meine Mutter sagt, er müsse seine Position verändern, schaut er sie gereizt an. Er mag es nicht, wenn man an ihm herumzerrt.

Sein Schlaf ist unsere Erholung.

Am nächsten Morgen versucht er, im Bad das Fenster zu öffnen. Weil es ihm nicht gelingt, nimmt er seinen Spazierstock und will das Glas einschlagen. Meine Mutter versucht ihm den Stock zu entwenden. Er wehrt sich nach Leibeskräften, schafft es, das Fenster zu öffnen, und brüllt auf die Straße: „Hilfe! Meine Frau will mich umbringen!“ Passanten bleiben stehen, verfolgen die Szene. Ein Nachbar ruft die Feuerwehr.

IN DER ZWISCHENWELT

So hat es angefangen. Jedenfalls kam es uns damals so vor, weil sich die Krankheit zum ersten Mal mit Nachdruck offenbarte. In Wahrheit hatten wir ihren Beginn versäumt. Weil wir zu wenig wussten. Weil wir die Zeichen nicht gelesen hatten. Natürlich hatte es Hinweise gegeben. Zum Beispiel im Urlaub ein paar Monate zuvor, der unser letzter gemeinsamer werden sollte. Zum ersten Mal hatte mein Vater darauf verzichtet, selbst Auto zu fahren. Weil er immer wieder an seine Grenzen kam, wenn es darum ging, ein entferntes Ziel zu erreichen. Entweder verfuhr er sich hoffnungslos, oder er wusste nicht mehr, wie das Navi zu programmieren war. Er vergaß, das Licht auszumachen. Oder rechtzeitig zu tanken.

In jenen drei Wochen auf Usedom wollte er nichts tun, aber verlangte oft ängstlich nach unserer Gesellschaft. Ein Strandspaziergang? Ausgeschlossen, er könne nicht gehen. „Ich will nach Hause“, sagte er immer wieder. Sehr bald würde er nun auch zu Hause sagen, dass er nach Hause wolle. Zu Hause war für ihn kein Ort mehr, sondern eine Befindlichkeit, die er verloren hatte. Er war in sich selbst nicht mehr zu Hause. Würde sich bald mit Toten, die er im Raum wähnte, unterhalten oder von ihnen gestört fühlen. Es machte ihm Angst, wenn er seinen Freund Herbert im Zimmer stehen sah. Wir sagten ihm dann, weil wir schnell merkten, dass es in erster Linie um seine Beruhigung ging, Herbert habe sich sicher nur nach ihm erkundigen wollen. Vielleicht aber war Herbert der Vorbote eines Reiches, das bereits nach meinem Vater gerufen hatte. Auf der Erde war er nicht mehr hinreichend verwurzelt, aber noch hatte er zu viel Kraft, sie zu verlassen. Er bewegte sich in einer Zwischenwelt, voller Ängste und Irritationen.

Meine Mutter sagt, er müsse sein Insulin spritzen. Aber wie, bitte schön, spritzt man Insulin? 15 Jahre lang hat er jeden Tag in einen Finger gestochen, ein Blutströpfchen ausgedrückt auf einen Streifen, den er in ein Messgerät steckte. Aber nun hat er alles vergessen. Es ist ihm unmöglich, sich selbst zu piksen, und da er immer wieder zurückzuckt, will es auch uns nicht gelingen. Meine Mutter gibt ihm schließlich auf Verdacht eine ungefähre Dosis Insulin. Besser, als wenn er nichts bekommt.

Er sagt, er müsse auf die Toilette. Ich stütze ihn. Bis zu diesem Tag habe ich nicht gewusst, wie schwer mein Vater ist. Ich hake ihn unter, öffne die Tür, und er lässt mit großer Selbstverständlichkeit seine Hosen herunter.

DIE DIAGNOSE

Vaskuläre Demenz ist nach Alzheimer die zweithäufigste Form der Demenz und oft die Folge kleiner, stummer Infarkte im Gehirn. Während Alzheimer sich in der Regel sehr langsam zeigt, beginnt die vaskuläre Demenz oft mit plötzlicher Verwirrung als Folge eines solchen Infarktes. Nach kleinen Besserungen folgt

Verschlechterung, sie zerschlägt die Hoffnung, die Krankheit könne verschwinden. Anders als bei Alzheimer ist sich der Kranke oft länger seines Zustandes bewusst. Sein Verstand leistet mehr als sein Gedächtnis. Er weiß zumindest vage, was er eigentlich wissen müsste. Das ist das Problem meines Vaters.

Die Computertomografie, der er sich unterzieht, weist keinen frischen Hirninfarkt aus, das heißt jedoch nicht mit letzter Sicherheit, dass es keinen gab. Klar ist ein massiver Gehirnschwund, vor allem auf der linken Schädelseite, sowie vaskuläre („die Gefäße betreffende“) Schädigungen in den tief sitzenden Stammganglien. Dadurch wird das Gehirn nicht mehr ausreichend mit Sauerstoff und Glucose versorgt; es kommt zu dem, was Hirnforscher einen „neuronalen Untergang“ nennen. Hirnwasser, das normalerweise eine Schutzschicht zwischen Schädeldecke und Hirn bildet, füllt im Falle meines Vaters nun auch die Leerräume, in denen keine Hirnsubstanz mehr ist.

Der Stationsarzt sagt, nichts sei außergewöhnlich am Fall meines Vaters. Ich frage, ob ich ihm sagen darf, woran er leidet. Das, sagt der Arzt, liege sehr am Charakter des Patienten. Vielleicht müsse man mit dem Wort „Demenz“ zurückhaltend sein. Es ist abzuraten von allem, was die Panik des Patienten verstärkt.

Als mein Vater mich fragt: „Was fehlt mir denn? Bin ich verrückt?“, antworte ich: „Nein, dein Kopf spielt dir nur ein paar Streiche.“ „Du meinst, ich bin ein Halbidiot?“, fragt er und schaut mich dabei ernst an.

Neurowissenschaftler sagen, dass jede Erinnerung nur eine Erinnerung an eine Erinnerung ist. Fehlt ein Glied in dieser Kette oder gleich mehrere, ist die Erinnerung an sich selbst unvollständig. Die Geistesprozesse erodieren, die Identität des Betroffenen löst sich langsam auf. So ist der Demente ein Mensch, der im Verschwinden begriffen ist. Man möchte ihn festhalten, verzweifelt erhalten, aber er verflüchtigt sich.

Weißt du, wie alt du bist?

Wie alt ich bin, ja, ich glaube, mmh, also im Moment, ich muss 48 sein.

Ich bin 48, und ich bin dein Sohn ...

Das hätte ich jetzt nicht gedacht. Dann steck ich ja schon tief in der 49.

Du bist doch schon in Rente. Soll ich's dir sagen?

Na, wenn du's mir so aufdrückst, werd ich wohl 50 sein.

Du bist 87!

Das wirft mich völlig zurück.

Der Schrank mit den Erinnerungen ist für ihn verhängt von einem großen Kleidungsstück, das keinerlei praktischen Wert mehr besitzt. Es ist nur noch dazu da, den Zugriff zu verhindern. Vor dem Schrank steht ratlos mein Vater und fragt sich, wie er ins Innere gelangen könnte. Manchmal gelingt es ihm unter großer Kraftaufwendung, die Tür einen Spalt zu öffnen. Aber wie gewaltig sein Erschrecken, wenn er bemerkt, dass sich in diesem Schrank gar nichts befindet. Er ist sich sicher, im Laufe seines Lebens viel darin abgelegt zu haben. Aber nun starrt er in verstörende Leere.

Das zuletzt Erlebte wird zuerst vergessen. Eine ungewollte Regression, eine zweite Kindheit, wie oft behauptet wird, wobei es das Bild, wie Arno Geiger in seinem Buch „Der alte König in seinem Exil“ feststellt, eigentlich nicht trifft, weil dem Kind ja die positive Entwicklung innewohnt, der Weg des Dementen aber beharrlich nach unten weist. Eine Krankheit ohne Chance auf Heilung, von der in Deutschland mehr als 1,4 Millionen Menschen betroffen sind. 2030 werden es bereits etwa 2,2 Millionen sein. Wenn ich meinem Vater ins gequälte Antlitz blicke, schaue ich in die Zukunft dieser Gesellschaft. Vielleicht in meine eigene. Die Krankheit ist ganz nahe. Zu wem sie kommt, ist nicht ausgemacht, aber man muss mit ihr rechnen. Je älter man wird, desto mehr.

Die Krankheit, sagt Isabella Heuser, Direktorin der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie an der Berliner Charité, sei ein „Stück weit schicksalhaft“. Zuverlässig vorbeugen könne man nicht. Gesunde Ernährung, Bewegung, soziale Interaktion und sinnstiftende Tätigkeiten können zu einem gewissen Grad vor der Krankheit schützen. Gedächtnistraining bringe nichts.

Bei Alzheimer gibt es inzwischen vier zugelassene Mittel, mit deren Hilfe der Krankheitsverlauf leicht verzögert werden kann; aufhalten lässt er sich nicht. Ähnlich schwierig sind die Prognosen, wer eine Demenz entwickeln wird. Nur in etwa einem Prozent aller Fälle wird Alzheimer vererbt, vaskuläre Demenz ist grundsätzlich nicht erblich. Wohl aber sind es deren Risikofaktoren: Bluthochdruck, Diabetes und zu hohe Cholesterinwerte. „Wenn alle drei Faktoren erkannt und behandelt werden, gibt es kein erhöhtes Risiko für eine vaskuläre Demenz“, sagt Isabella Heuser. „Ist die Krankheit allerdings erst einmal ausgebrochen, haben wir nichts mehr in der Hand.“

Mein Vater hat seit Jahrzehnten mit allen drei Risikofaktoren zu tun, vermutlich steuerte er also schon seit Längerem in die Demenz. Ein Jahr vor dem offenen Ausbruch der Krankheit kommt ein Lebensereignis hinzu, das Psychologen als „aversiv“ bezeichnen: Der Tod seines engsten Freundes reißt ihn in eine Depression, die seine kognitiven Defizite verstärkt und offensichtlich macht. Das Stresshormon Cortisol treibt dabei die Werte für Blutfette und Zucker in die Höhe. Gefäßschädigungen sind sozusagen programmiert. Eine unzureichend behandelte Depression ist stets ein zuverlässiger Verbündeter der Demenz. Bei meinem Vater scheint sie gründlich gewirkt zu haben.

DIE SEHNSUCHT NACH FREIHEIT

Mein Vater leidet an sich und an der Krankenhaus-Umwelt, in die er nun hineingeworfen ist. Er war nie ein materieller Mensch, auf Luxus konnte er gut verzichten. Nicht aber auf seine geistige Freiheit. Und auch wenn ihm die Einordnung der Dinge nun zunehmend schwerfällt, spürt er, dass seine Krankheit und ihre Umstände ihm diese Freiheit zu nehmen drohen. Die Demenz ist die Antithese der Freigeistigkeit.

Dagegen rebelliert er. Mit der ihm verbliebenen Kraft beschwert er sich im Krankenhaus über alles, worüber man sich beschweren kann. Zunächst einmal über die anderen Patienten. Die wie in einer Endlosschleife die immer gleichen Dinge wiederholen. Eine Frau ruft etwa 2700-mal am Tag laut „Onkel Willy, Onkel Willy“.

Mein Vater klagt: „Ich bin von Blöden umgeben.“ Er erkennt nicht, dass er, wenn auch in einem anderen Stadium, an derselben Krankheit leidet wie sie. Und er wird hart im Urteil über andere. Die Krankheit scheint die Altersmilde der vergangenen Jahre zurückzudrängen.

Als ich ihn das nächste Mal besuche, sitzt er da in Mantel und Hut, eine Tasche vor sich auf dem Tisch. Er sagt, er habe seine Flucht vorbereitet. Seine Flucht? Ja. Er fühle sich wie in einem Gefängnis, abgeschnitten von dem, was ihm vertraut war und ist. Ich erkläre ihm, dass er eine begrenzte Zeit im Krankenhaus bleiben muss. „Wie lange?“, fragt er. „Einen Monat, nicht mehr.“ Unvermittelt fängt er an zu weinen. Und dann erneut die Frage, warum er hier sei. „Weil dir dein Kopf Streiche spielt“, wiederhole ich meinen grauenhaft verharmlosenden Satz, um jede Formulierung zu vermeiden, die ihm seine Lage verdeutlicht. „Aber ich komme doch wieder zurück, oder?“

Darf ich ihn belügen? Um ihn zu schonen? Ich sage, dass ich offen mit ihm sprechen möchte. Dass meine Mutter es mit ihm im Haus nicht schafft. „Wir müssen nach einer guten Lösung suchen.“ Er schaut mich durchdringend an und sagt: „Jetzt redest du auch schon so wie die Ärzte!“ Er hat bemerkt, dass in meinem Ton Unsicherheit und auch eine Spur Falsches liegt, denn wenn ich von „wir“ rede, ist er schon längst nicht mehr eingeschlossen. Die Entscheidungen treffen nun meine Mutter und ich. Für ihn. Und nicht unbedingt in seinem Sinne.

In seinem Sinne: Dann wäre er wieder zu Hause. Die Krankheit nimmt ihm die Heimat und natürlich auch uns. Denn das Haus ist nun ja zur Hälfte unbewohnt. Im Wohnzimmer sein leerer Sessel. Unter der Leselampe mit dem großen Stoffschirm verkriecht sich niemand mehr einen ganzen Tag lang hinter seiner Zeitung, das Rascheln fehlt im Raum. Und auch das Schlurfen seiner Hausschuhe. Am Frühstückstisch bleibt die Seite zur Außenwand unbesetzt. Und unter dem Tisch sammeln sich an seinem angestammten Platz auch nicht mehr Unmengen von Krümeln. Von all dem, was dort in den letzten Jahren zusammengekommen war, sagt meine Mutter, hätte man einen Menschen ernähren können. Jedenfalls einen kleinen.

Darf ich dein Bett ein bisschen höher stellen?

Wenn es eine Nuance ist ... Ich warne vor gefährlichen Sachen, nicht, es darf kein gefährlicher Murks gemacht werden. Das ist von mir noch nicht erkundet.

Ich glaube, es würde dir guttun, wenn ich deine Lehne etwas aufrichte.

Das ist wahrscheinlich wahr, und deswegen werde ich mich jetzt eine halbe Stunde anziehen.

Was machst du hier den ganzen Tag?

Ich bin in dieses Zimmer gekommen. Na ja, sonst hab ich eigentlich nichts getan. Ich habe mich mit so 'nem Zettel da hinbegeben, wollte etwas notieren, nun ist es zehn nach vier. Ich hatte einiges vor, aber was es nun hauptsächlich war, das muss ich zugeben, entzieht sich meiner Kenntnis. Da sind, wie ich es sehe, doch Überlegungen nötig.

Als Rundfunkredakteur konnte mein Vater gut reden. Er verstand es, Gesellschaften zu unterhalten, und zog die Zuhörer mit einer feinen Mischung aus Charme und Selbstironie in den Bann. Nun brechen ihm die Anekdoten weg. Aber noch immer versteht er es, sich relativ gut auszudrücken. Mehr noch: Er versucht, die Tatsache, dass er nicht mehr so viel zu sagen hat, hinter gesteigerter sprachlicher Eleganz zu verstecken. Bemüht sich, seine Ausfälle wortreich zu kaschieren, Nichtigkeiten in endlosen Wiederholungen Nachdruck zu verleihen, sie zu ummanteln mit den Taschenspielertricks des Redners, der er einmal war. Aber seine Sätze zeugen natürlich auch vom Kampf um ureigenes Terrain: seine Sprache. Seine Fantasie.

Vordergründig sagt er nun oft lustige Dinge, weil der Wegfall von Wörtern ihn in eine eigenartige Kreativität hineinzwingt. Fällt ihm ein Begriff nicht ein, muss er anders ausdrücken, was er sagen will. Er schätzt meine Freundin, auch wenn sie ihm zu schnell redet und einen Beruf hat, den er nicht ganz versteht.

„Gute Rockwahl“, sagt er also.

Gute Rockwahl? Niemals hätte er früher so etwas gesagt. Aber es ist freundlich gemeint, von Herzen, ein Zeichen der Anerkennung, in die sich vielleicht eine Spur

alter Machismo gemengt hat. Einmal, als er glaubt, dass er meine Freundin möglicherweise nur schlecht unterhalten hat, bittet er mich nachdrücklich, ihr etwas auszurichten. Er sagt einen Satz, der mich in seiner klarsichtigen Poesie erschüttert: „Entschuldige mich bitte für meine Inhaltslosigkeit, aber ich bin nur noch ein halber Held.“

Zwischendurch der ständig wiederholte Vorwurf, man lasse ihn im Krankenhaus verrecken. Ein Vorwurf, der sich auch durch tägliche Besuche nicht entkräften lässt. Er weint, wenn wir kommen und wenn wir gehen. Und leider auch, wenn wir nicht da sind. Schwer, es ihm recht zu machen, aber wir bemühen uns. Die Krankheit ist ein Abbauprozess, der in Stufen nach unten führt. Ein langer Abschied, eine Reihenschaltung von Verlusten. „Ist es nicht kläglich, was aus einem Menschen werden kann?“, sagt mein Vater.

Man stelle sich einen Pianisten vor, der darauf vertrauen kann, dass die Tasten seines Instruments in einer bestimmten Reihenfolge angeordnet sind. Der aber nun feststellen muss, dass auf einmal die Tasten fehlen, wenn er einzelne Töne anschlagen will. Er greift ins Leere, die Melodie er stirbt. Dennoch versucht er weiterzuspielen. Er improvisiert. Aber je mehr Tasten in der Klaviatur fehlen, desto fragmentarischer wird die Musik. Sie verliert erst ihren Charakter. Am Ende verstummt sie.

Meine Mutter erwirkt, dass er früher aus dem Krankenhaus entlassen wird. Die Ärztin hatte gesagt, sie würden noch eine Punktierung erwägen, um überschüssiges Hirnwasser abzuleiten. Mitunter könne dieser Eingriff dem Patienten zumindest vorübergehend Erleichterung bringen, indem er den Kopfdruck verringere. Er werde oft als nicht schmerzhaft empfunden. Was heißen muss, dass es offenbar auch andere Empfindungen geben kann. Allerdings müsse man den Eingriff etwa alle drei Monate wiederholen. Es gibt unterschiedliche Meinungen zur Wirksamkeit dieser Behandlung. Die meiner Mutter steht nach einer Frage an meinen Vater fest: „Hast du Kopfschmerzen?“ – „Nein!“ Damit hat sich die Punktation erledigt.

RUHE SCHÜTZT NICHT MEHR

Nach einem Monat im Krankenhaus wird mein Vater in ein Pflegeheim verlegt. Es liegt direkt gegenüber dem Haus meiner Eltern. Wir empfinden es als großes Glück, dass dort ein Platz zu bekommen war. Meine Mutter muss nur ein paar Schritte über die Straße gehen. Sie denkt, dass es vielleicht möglich sein wird, ihn hin und wieder nach Hause zu holen, wenigstens stundenweise.

Sie richtet ihm das Zimmer ein. Ein Teewagen, auf dem Fotos meiner Eltern stehen, ein paar auch von mir. Lächelnde Menschen, die Zuversicht ausstrahlen, und ein paar Tierbilder, weil meine Mutter der Meinung ist, dass diese einen beruhigenden Einfluss haben.

Das Zimmer ist zur Straße gelegen. Was gut ist für meinen Vater, denn völlige Ruhe, die er früher immer geschätzt hat, stürzt ihn jetzt zuverlässig in seine verwirrende Innenwelt. Er isst, als wir ihn gegen Abend besuchen. Die Teetasse steht in bedrohlicher Schräglage neben der Ausbuchtung im Tablett. Er sagt, er müsse nun etwas Wichtiges mit uns besprechen. Fasst uns bei den Händen, strahlt uns an und sagt: „Der Familienverbund ist doch das Schönste!“

Weil er in dieser Nacht randaliert und schreit, wird er morgens auf eine andere Station verlegt. Hier sind nun nur noch Demente. „Leute, mit denen ich nicht reden kann“, klagt mein Vater. Und dass er es nicht aushalte.

Wann fahren wir endlich zurück nach Berlin?

Wir sind in Berlin!

Was ist das hier?

Ein Pflegeheim.

Ist das weit von zu Hause?

Ich zeichne ihm einen Plan, der zeigt, dass er sich nur etwa 200 Meter von zu Hause entfernt befindet. Ich mache ein Kreuz für unser Haus und schreibe „Mama“ darauf. Dann zeichne ich den Grundriss des Altersheimes, die ungefähre Lage seines Zimmers und versehe auch das mit einem Kreuz. Ich versuche ihm deutlich zu

machen, dass er, wenn er auf der anderen Seite des Heimes wohnte, direkt ins Küchenfenster unseres Hauses blicken könne.

Als meine Mutter etwas sagen will, führt mein Vater den Finger zum Mund. Der Sohn soll in seiner Konzentration nicht gestört werden, während er so ungemein Wertvolles anfertigt. Ob es wohl einen Platz gibt, wo wir diese hilfreiche Zeichnung sicher deponieren könnten? Er ist sehr besorgt. Ich sage ihm, dass ich den Plan immer wieder zeichnen könnte, falls er ihn verlieren sollte.

Also bisher war es ja so, dass diese ... wie hatten wir diese Straße genannt?

Lichterfelder Ring!

Ja, dass der sozusagen direkt auf uns zulief.

Nein, das ist die nächste Straße.

Moment, das ist mir immer noch nicht klar. Kannst du es nicht mal aufmalen?

Ja, das hier ist der Achenseeweg.

Der ist mir auch schon durch den Weg gegangen. Und zwar als irritierend. Haben wir denn jetzt Schnee oder nicht?

Ja, sie haben gesagt, dass es in den nächsten Tagen schneien könnte.

Tatsächlich? Spürbar?

Hin und wieder taucht er auf in unserer Welt. Kurzbesuche in der Realität. Wir klammern uns an die Gelegenheiten, in denen eine Verbindung mit ihm, so vage sie sein mag, noch möglich ist. Wir werden ihr hinterhertrauern. Ich weiß nicht, ob ich meinem Vater mehr Klarheit wünschen soll oder noch stärkere Nebel, die sich über sein Bewusstsein legen. Die leichte bis mittelschwere Phase seiner Demenz ist ebenso schmerzvoll für ihn wie für uns. Die lichten Momente, in denen er mit großer Klarsicht bemerkt, dass er sich in einer gänzlich unwürdigen Situation befindet. In der er Menschen ausgeliefert ist, die ihn wie ein Kind behandeln. Nicht aus Desinteresse

oder Kälte, wie er zuweilen argwöhnt, sondern weil er der Definition des Erwachsenen, dem die Bewusstheit zugrunde liegt, nun amtlich nicht mehr genügt.

Im Gutachten zur Feststellung der Pflegebedürftigkeit gemäß SGB XI steht, dass die Alltagskompetenz meines Vaters in erheblichem Maß eingeschränkt ist: „Der Versicherte wurde vollständig bekleidet im Zimmer angetroffen, die Kontaktaufnahme ist freundlich. Der Sinn der Begutachtung wird nicht erfasst.“ Stattdessen wird ihm die Unfähigkeit attestiert, „eigenständig den Tagesablauf zu planen und zu strukturieren. Es besteht eine mangelnde Befähigung zu eigenständig strukturierter regelmäßig durchgeführter Selbstversorgung. Ohne lenkende Vorgaben würden die Körperpflege vernachlässigt und keine regelmäßigen Kleiderwechsel stattfinden. Alle Toilettengänge erfordern Hilfestellungen.“ Das Gutachten schließt mit dem Satz: „Eine Minderung des Hilfsbedarfs ist nicht zu erwarten.“

In einem Altersheim für Demente ist ein Mensch aller Aufgaben enthoben. Es sind andere, die ihn waschen, das Essen oder die Medikamente bringen. Im Grunde fordert das Leben dort keine Anstrengung. Und doch empfindet es mein Vater als unsagbaren Stress. Weil es ihn Kraft kostet, sich in einer unvertrauten Umgebung zu orientieren. Weil der Kontakt zu Fremden, außerhalb seines Berufslebens, schon immer eher Aufgabe meiner Mutter war. Weil er, trotz einer intellektuellen Überlegenheit, die er manchmal auch auszuspielen wusste, wenn er etwa ohne Weiteres eine Stunde über Friedrich den Großen, Literatur in der Weimarer Republik oder das Theaterwesen in der DDR referieren konnte, weil er also in praktischen Dingen zuweilen vollständig versagte.

Meine Mutter hat sich oft beschwert, dass er sie in seiner Wortgewalt nicht zum Zuge kommen lasse. Nun aber haben sich die Kräfteverhältnisse verändert, nun ist sie ihm geistig überlegen. Vielleicht hat sie sich in ihrem Leben oft ein bisschen zu sehr über ihren Mann definiert, weil sie einer Generation entstammt, in der das so üblich war; jetzt aber ist mein Vater gezwungen, sich über sie zu definieren. Weil er, durch die Krankheit „entgeistigt“, merkt, dass er ohne sie nichts mehr ist.

Die Krankheit verlangt unsere Dauerpräsenz. Der Trost, den wir zu spenden versuchen, zerschellt oft an einer unsichtbaren Wand, die ihn zu umgeben scheint. Ihn

die Freude an kleinen Momenten zu lehren, erweist sich als nahezu übermächtige Aufgabe.

Als ich für ein paar Tage wegfahre, wünscht er mir schöne Ferien. Und dass er mir keine zu schweren Sorgen bereite. Wie er das meint? „Na, es läge ja ein wenig auf der Hand, oder?“ Immer ist sie da. Die Koketterie mit dem Tod.

Aber oft ist er auch nicht kokett.

„Lass uns zusammen sterben“, schlägt er meiner Mutter ein ums andere Mal vor.

„Nee“, sagt sie, „jetzt wird nicht gestorben. Wir trinken jetzt erst mal Tee.“ Was soll man auf einen solchen Vorschlag auch antworten? Aber sein Reden über das Sterben nagt an ihr und höhlt sie aus. Und irgendwann, als sie sein Unglück im Pflegeheim nicht mehr mit ansehen kann, macht sie, ihrer eigenen körperlichen Schwäche zum Trotz, etwas Bemerkenswertes. Ganz und gar Unerhörtes. Etwas, das mir Respekt und Bewunderung abverlangt. Nach nur sechs Wochen, die ihr Mann im Heim ist, in jenem Moment, als sich das Leben mit ihm seinem Tiefpunkt nähert, sagt sie: „Ich hol dich hier raus!“

DIE WELT WIRD KLEIN

Er soll wieder zu Hause wohnen. Bei ihr. Ohne den täglichen Abschiedsschmerz und seine traurigen Augen, wenn sie geht. Sie hat sich Gedanken gemacht, ein Platz für ihn ist schon bestimmt. Sein Schlaf- und Arbeitszimmer im ersten Stock wird er vermutlich nicht wiedersehen, er kann nur noch mit größter Mühe laufen, besser, wenn er im Erdgeschoss untergebracht ist. Meine Mutter will die Couch im Wohnzimmer so weit an den Sekretär schieben, dass dort ein Pflegebett stehen kann. Er wird genügend Licht haben am großen Fenster mit Blick auf die Terrasse und den Steingarten. Und er kann in die offene Küche schauen, während sie arbeitet.

Natürlich weiß sie, dass sie ihn nicht versorgen kann. Dass sie professionelle Pflegekräfte bestellen muss. Aber was ist, wenn mein Vater, dessen Eigensinnigkeit nun größer geworden ist, diese ablehnt? Wenn er wieder anfängt zu schreien, wenn er

14-mal in der Nacht die Mutter sehen möchte? Und sich vielleicht bald auch hier nicht mehr zu Hause fühlt?

Meine Mutter sagt: Wenn es nicht klappt, dann müssen wir uns etwas Neues überlegen. Aber sie möchte sich nicht vorwerfen müssen, sie hätte nicht alles versucht. Er soll ihre Liebe spüren. Bis zum Schluss.

Ich ruf mal die Mama an. Mmh, besetzt.

Was ist das?

Wenn sie selbst telefoniert, dann kann ich sie nicht erreichen.

Ah, das gelingt jetzt nicht?

Ja, weil sie grad mit jemand anderem telefoniert. Verstehst du?

Ja, das überschätzt allerdings selbst meine Möglichkeiten um ein Vielfaches.

Ein paar Tage vor seiner Entlassung fühlt sich mein Vater ganz wohl, jedoch irritiert ihn, dass es die meisten Dinge in seinem Zimmer gleich zweimal gibt. „Wenn ich mir das so anschau, ist dieser Raum völlig überbelastet. Diese Tür, diese Tür, und dort noch eine, das ist doch eine Überwuchtung“, stellt er fest. Besonders die beiden schweren Schränke, die er als „klötzig“ empfindet, erregen sein Missfallen: „Wie könnte man das modifizieren, ohne jemand zu kränken?“ Ich sage, dies sei doch nicht nötig.

„Also eingebildet?“, fragt er, weil er überprüfen will, ob er wieder mal einer Sinnestäuschung erlegen ist. Nein, beruhige ich ihn, deshalb, weil er ja bald nach Hause zurückkehren werde, bis dahin könne er sich doch arrangieren.

Er hört Geräusche auf dem Gang und fragt sich, was fremde Leute in seinem Haus verloren haben. Ich sage ihm, dass er in einem Pflegeheim ist. „Also das möchte ich nicht unmittelbar vor meiner Haustür haben“, insistiert mein Vater. „Das muss sich eigentlich auch beheben lassen. Oder meinst du, dass das unauflösbar ist?“ Ich sage ihm, dass die Pfleger draußen die Essenswagen schieben. – „Ach, die arbeiten im

Garten?“ Nein, sie würden das Essen austragen. – „Ein interessanter Punkt. Dann habe ich im letzten Halbjahr sozusagen gar nicht vermerkt, dass für mich Essen gemacht wurde?“

Der niederländische Psychologe Huub Buijssen stellt das Langzeitgedächtnis als eine große Bibliothek, angefüllt mit Tagebüchern, dar. Bei Demenz baut sie sich von hinten nach vorn ab: Zuerst verschwinden die Tagebücher des Jahres vor Beginn der Demenz, dann die vom Jahr davor und so weiter. Die Sprache ist über viele Hunderte Tagebücher verteilt abgelegt, deshalb nimmt die Fähigkeit zur Kommunikation erst ganz allmählich ab. Am längsten bleiben die Jugendtagebücher erhalten.

Die vier wichtigsten Ereignisse seines Lebens: Erstens, „alles aufzubieten, um nicht zur Wehrmacht eingezogen zu werden“. Dreimal entgeht er dem, weil er vor der Musterung im Wehrbezirkskommando Dresden auf nüchternen Magen eine Zigarre raucht und dann ein ganzes Fläschchen Herztropfen „Essentia aurea“ schluckt. Zweitens, „die Entscheidung, Langebrück zu verlassen“. Weil sein Vater ihm gesagt habe, er solle in den Westen gehen, dort sei die Zukunft. Drittens, „dass ich deine Mutter kennengelernt habe“. Viertens: 1962 wird er als Redakteur beim RIAS festangestellt.

Weißt du, was du beim RIAS gemacht hast?

Ja, weiß jetzt nicht, worauf du anspielst.

Du hast doch beim Radio gearbeitet ...

Ach ja, im Radio ... Und zwar recht viel.

Weißt du noch, was du da gemacht hast?

Habe sehr viele Leute kennengelernt. Den wunderbaren ... den Direktor des Orchesters und auch Japaner und alles mögliche, natürlich nur im Warteraum.

Seine Interessen brechen nun der Reihe nach weg. Als besonders traurig empfinde ich den Verlust der Musik, die ihn sein Leben lang wie ein Vertrauter begleitet hat. Und die vielleicht sogar den Grundton seiner politischen Überzeugung

bildete. Die Russen hatten ihm sein Fahrrad geklaut, die Amis aber brachten Kaugummi und Jazzplatten nach Deutschland. Count Basie, Duke Ellington, Ella Fitzgerald und Frank Sinatra – das war eine Besetzung, wie sie ihm gefiel.

Interessiert dich die Musik noch?

Also, Musik interessiert mich nach wie vor brennend, allerdings nicht in der Weise, dass ich möglichst darüber stolpere.

Würdest du denn gern mal wieder Musik hören?

Alles zu seiner Zeit.

Ich stelle den Lautsprecher meines Handys auf laut und spiele den zweiten Satz aus der Orchestersuite Nr. 3 unseres Lieblingskomponisten: Johann Sebastian Bach. Das Gesicht meines Vaters entspannt sich, er fällt in tiefe innere Ruhe. Und dann stehen Tränen in seinen Augen. „Unfassbar. Wie kann einem so etwas einfallen? Ein Abgrund“, sagt er. Um sich sofort zu korrigieren: „Abgrund ist eigentlich falsch. Eher ein Aufschwung.“ Ich sage ihm, dass er wieder Musik hören müsse, weil sie ihm guttue. „Ja, das ist vollkommen richtig“, antwortet er. „Bis zum heutigen Abend ist es verhindert worden durch 1026 Verhinderungen und Beiläufigkeiten und so weiter, aber wenn dann plötzlich so etwas aufscheint ...“

Ich bin nach diesem Gespräch voller Hoffnung: Vielleicht kann man ihn mithilfe der Musik aus seiner Lethargie reißen. Ein paarmal gelingt es mir, ihn zum Musikhören zu bringen. Aber irgendwann empfindet er selbst Musik als Störung, als Belastung, als etwas, das ihm Konzentration abverlangt, über die er nicht mehr verfügt. Sein Gehirn wird durch die Krankheit ohnehin langsam kleiner, aber nun entzieht er ihm auch noch selbst die Nahrung.

SÄTZE WIE PUZZLETEILE

Am Tag seiner Entlassung stehen wir gegen Mittag in seinem Zimmer, in dem nun das zweite Bett belegt ist von einem Mann, der auf Ansprache nicht reagiert. Er starrt mit offenem Mund an die Decke, so als sei nur von dort Erlösung zu erwarten. Mein Vater schläft und ist dann ungehalten, dass plötzlich Unruhe verbreitet wird. Dass jene Dinge, die gerade erst aufgebaut worden sind, nun wieder in den Koffer müssen.

Er sitzt im Rollstuhl, und ich fahre ihn auf die Straße. Seit Wochen das erste Mal frische Luft, der Winterwind schlägt ihm ins Gesicht, mein Vater scheint sich zu freuen.

„Weißt du, wohin wir jetzt fahren?“, frage ich ihn. Was er sieht, ist neu für ihn, die Straßenkreuzung, über die er Tausende von Malen gegangen ist, erscheint ihm unvertraut. Unser Reihenhaus erkennt er, allerdings wundert er sich, dass es nicht vermietet ist. Er ist ungeduldig. Zur Mutter sagt er: „Halt den Laden nicht auf!“ Sie hat einige Kartons am Eingang abgestellt, die im Wege sind. „Es sind ganze Pakete mit Windeln abgegeben worden“, erklärt meine Mutter, was sich dem Vater nicht erschließt: „Windeln? Warum denn das?“

Er hält sich am Geländer fest, ich stütze ihn, wir öffnen die Tür: Er ist wieder zu Hause. „Mein Haus, dein Haus, unser Haus“, sagt er wie in einer Sprachübung, unklar, ob das jetzt Gleichgültigkeit oder Freude ausdrücken soll. Er sieht das Pflegebett im Wohnzimmer und sagt: „Das kommt hier wieder raus!“ Seine Meinungsfreudigkeit hat er noch nicht eingebüßt.

„Und wo willst du schlafen?“, fragt meine Mutter.

„An einem anderen Ort, aber jedenfalls nicht hier.“

„Ich dachte, du freust dich, wenn du immer bei mir bist. Wir können uns unterhalten, wenn ich in der Küche bin.“ Das leuchtet ihm ein. Er setzt sich auf einen Sessel und lässt das Zimmer auf sich wirken. Die Eichenschrankwand, das Sofa mit der großen Lehne, die offene Küche mit dem Esstisch. Mein Vater sagt: „So, jetzt bin ich wieder Mensch und bekomme ein Butterbrot.“

Die Medikamente schlagen gut an, die paranoiden Ängste haben sich gelegt, er vergisst viel, aber er ist einigermaßen fähig zu kommunizieren. Langsam hebt sich

seine Laune. Er prüft die Position des Fernsehers, attestiert der Sofalehne „eine immense Stabilität“ und bringt das Gespräch zurück auf das merkwürdige Bett, das man ihm da offenbar unterjubeln will. Er möchte Probe liegen, lässt sich allerdings so ungeschickt vom Bettrand nach hinten fallen, dass er hart gegen die Wand stößt. Er befühlt erschrocken seinen Kopf und sagt: „Gott sei Dank war der Schlag nicht so stark, dass er als Blut sich ergoss.“

Später sitzt er im Sessel und rekapituliert die Genese seines Unglücks. Und macht einen Monate zurückliegenden Sturz in der Essecke für seine Kopfprobleme verantwortlich. Wir korrigieren diese Sicht nicht. Denn die Folgen eines Sturzes kann man überwinden, die Demenz nicht. Beim Versuch, sich selbst zu ordnen, erschafft der Vater nun Wortgebilde, die die Gesetze der Grammatik überwunden haben. Die falsch sind und doch richtig, das Abbild eines Innenlebens, das aus den Fugen geraten ist: „So kann man in die Fehler gehen. Hier schweben völlig neue Gedanken ein, verstehst Du. Ich war tief irritiert. Weil ich mir denken musste, Mensch, das ist deine eigene Frau. Und schon steht sie auf dem Bettrand. Und sagt: Das ist alles in völliger Ordnung. Das heißt, eigentlich sagte sie es nicht, aber sie tat so, als sei es genau so gewesen. Und das erschien mir nun sehr gewagt. Doch hat diese Bemerkung von ihr nie stattgefunden.“

Mein Vater redet in Zungen. Sätze ohne Verankerung, frei schwebende Puzzleteile, Unsinnsetzen und kreative Verrücktheit. Wie denkt einer, der so spricht? Was muss in seinem Kopf vorgehen? Ich bin ebenso erschrocken wie fasziniert. Mein Vater, der in den vergangenen Jahren, seinem Alter geschuldet, mit gewisser Erwartbarkeit redete, wird nun unkonventionell. Am Abgrund bekommen seine Gedanken Auftrieb aus ungeahnter Quelle, haben eine fast poetische Strahlkraft. Mein Vater ringt um Inhalt und Form und ist dabei, beide Kämpfe zu verlieren. Doch habe ich ihn selten so schöpferisch erlebt. Das, was ihm sein Leben erschwert, macht seine Sprache nun außerordentlich.

Es geschieht viel Komisches in dieser kreativen Phase der Demenz, an die wir uns gern erinnern werden, nachdem sie von den Nebeln der Depression erstickt worden sein wird. Zuweilen führen wir nun Gespräche, in denen mein Vater Nichtigkeiten mit Bedeutung auflädt. Er, der stets litt, wenn ein gewisses

Gesprächsniveau unterschritten wurde, kann sich nun ausufernd über das Wesen von Hausschuhen unterhalten.

Auch Toilettengänge werden nun zuweilen kommentiert: „Wenn die Großmacht groß macht.“ Weil er mit dem Telefon überfordert ist, erklärt er kurzerhand: „Die Bedienungselemente sind alle Schrott.“ Als er die Notwendigkeit eines Augenarztbesuches unterstreichen will, sagt er zu meiner Mutter: „Du musst doch erbleicht sein, als du meine Augen auf dem Fußboden herumkullern sahst.“ Die Mutter sagt, sie komme nicht einmal mehr dazu, sich die Haare zu waschen, weil sie keinen Moment der Ruhe hat. Der Vater spricht aus dem Sessel: „Alles eine Frage der inneren Disziplin!“

Ich habe solche Angst.

Wovor hast du Angst?

Na, vor dem Tod. Ich habe auch gar keinen Hunger mehr. Das ist doch typisch für das Ende, nicht wahr?

Er habe keine Angst vor dem Ereignis, hat er noch vor einigen Jahren gesagt, nur vor dessen Art. Er hatte gehofft, dass er diskret aus dieser Welt gehen werde. In einer guten Laune vielleicht sogar. In jedem Fall gnädig. Aber nun muss er seinem eigenen stückweisen Sterben zuschauen. Merkt, wie jeden Tag etwas Neues in ihm verloren geht. Diebesbanden wüten in ihm und räumen ihn langsam aus. Stehlen seine Fähigkeiten, seine Vorlieben, seine Gedanken und Erinnerungen.

Er versucht, sich gegen ihren Zugriff zu wehren, also beginnt er Notizen zu machen. So wie ein Haus erst durch seine Wände entsteht, braucht das Bewusstsein Ankerpunkte. Mein Vater sammelt jetzt Daten, die er mit kleiner Schrift in ein Tagebuch einträgt. Er sei sich selbst schuldig, aufzuschreiben, was er noch wisse. „Sehr namhafter Gedächtnisverlust wegen Sturz auf der Treppe“, so beginnen seine Eintragungen. „Definitive Rückkehr in unser Haus“ steht dort mit annähernd richtiger Hausnummer. Mein Vater sagt, er arbeite daran, seine Identität wiederzugewinnen.

Und dass dies ein schwerer Kampf ist. Ein Zweifrontenkrieg: um die Vergangenheit und die Gegenwart. Jedenfalls, wenn man die Zukunft abzieht.

Der neue Rollstuhl wird geliefert. Mein Vater spricht zunächst von einem „schwierigen Instrument, das hohe Sachkenntnis erfordert, um es in Gang zu setzen“. Andererseits zeigt er sich beeindruckt von der „äußersten Robustheit“. Nach eingehender Klopf-Prüfung kommt er zum Schluss: „Der muss im Koreakrieg erprobt worden sein.“

Wollen wir mal auf die Terrasse?

Lass mich das erst überprüfen, wenn ich mich hierhin gesetzt habe.

Willst du den Anorak anziehen?

Wir werden das sehen, ohne getrieben zu werden.

Willst du deine Mütze?

Ohne Kopfbedeckung, das ist nun ganz schleierhaft!

Das machst du gut.

Na, gut ist falsch übertrieben ... Wie lang muss ich denn noch rumlaufen? Ich will wieder rein. Ist es erlaubt?

Natürlich.

Langsam zählend geht er zehnmal im Kreis herum, eigentlich schiebt er den Rollator nicht, er hängt in ihm wie ein klammernder Boxer an seinem Gegner, der auf den erlösenden Gongschlag wartet. Der Terrassengang ist die einzige körperliche Aktivität seines Tages. Die meisten anderen Dinge werden ihm abgenommen. Morgens um acht Uhr kommt ein Mann, den er „Wäscher“ nennt, und eine Schwester, die auch am frühen Abend noch einmal erscheint. Die ihm Insulin spritzt, Medizin gibt. Manchmal erscheint auch noch mittags jemand, aber sowohl mein Vater als auch meine Mutter versuchen das zu vermeiden, weil es unnötige Unruhe in ihr ohnehin ruheloses Leben bringt.

Mein Vater, der bis vor wenigen Jahren den Großteil seiner Zeit mit Zeitunglesen verbrachte, hat nun Schwierigkeiten, auch nur einen einzigen Artikel zu erfassen. Bald schon wird er nach dem Schreiben auch das Lesen einstellen, weil sich die Buchstaben nicht mehr zu etwas Sinnhaftem zusammenfügen wollen. Er verabschiedet sich aus der Welt des Geschriebenen, die ihm immer Geborgenheit gewährt hat. Mein Vater ist der einzige Mensch, den ich kenne, der lange Brief schrieb. Hin und wieder versucht er sich noch an geistigen Dehnübungen. Er fragt mich: „Kennt du eigentlich Wirtinnenverse?“ Meine Mutter ist nicht begeistert von dieser Art Witze, aber sie möchte ihn auch nicht bremsen bei den traurigen Versuchen, seinem Hirn längst Verschüttetes abzuringen. Mein Vater katapultiert sich also zurück in die Pubertät und rezitiert stolz: „Frau Wirtin hat auch eine Nicht’, die konnte zwar, doch durft sie nicht ...“ Fast ohne zu stocken, kann er fünf Verse vortragen, sieben Minuten komprimierte Zotigkeit. Wir sind entsetzt und klatschen Beifall.

Noch befindet er sich in der Phase der mittelschweren Demenz. Noch meldet er sich am Telefon: „Hier spricht dein verwirrter Vater.“ Noch weiß er um seinen Zustand. Und dass er ohne die aufopferungsvolle Pflege meiner Mutter verloren wäre. „Von mir habt ihr nichts Gutes mehr zu erwarten“, antwortet er auf Fragen, wie es ihm gehe. Er fühlt sich in seinem Haus nicht mehr zu Hause, sondern, wie er sagt, „in einer Atmosphäre der Zwischenstaatlichkeit“.

Er betet nun täglich dafür, sterben zu dürfen.

Oft wird den Alten empfohlen, sich auf die schönen Momente zu konzentrieren. Sich nicht über Leistung zu definieren, sondern an dem zu orientieren, was sie noch schaffen können. Aber viel ist das ja nicht mehr. Und Schönes, sagt er, könne er beim besten Willen nicht sehen. Nur ein gedehntes, zähes Warten auf das Unausweichliche.

Er ist abgemagert. Meistens liegt er, weil ihn sogar das Sitzen anstrengt. Beim Frühstück schlingt er sein Marmeladenbrötchen appetitlos in sich hinein. Damit er fertig gegessen hat, bevor die Kraft ihn verlässt. Warum muss er sich noch so erleben? Dieses Dahindämmern in einen überraschungsfreien Tag ohne Impulse und Inspiration. Ohne Zugriff auf die eigenen Register.

„Ist es nicht ungerecht“, sagt mein Vater, „dass das Alter ausgerechnet am Ende des Lebens steht?“

Ich fahre ihn mit dem Rollstuhl zu den nahe gelegenen Rapsfeldern und versuche, ihm die Schönheit der Farben nahezubringen. Wir reden auch über Fußball und die Weltmeisterschaft. Meiner Mutter wird er später anvertrauen, er interessiere sich schon lange nicht mehr dafür. Er würde nur so tun, um mir einen Gefallen zu erweisen. Um ein Gespräch zu ermöglichen, das von der Leidenschaft anderer erzählt. Denn worüber soll man reden, wenn nichts mehr in einem ist?

Darf ich dich fotografieren?

Mach nur in Ruhe. In mir hast du jemand, der stillhält.

Andreas Wenderoth hat lange überlegt, ob er diese Geschichte schreiben sollte. Bis er verstand, dass sie für alle in der Familie einen Nutzen hat: Sein Vater genoss die besondere Zuwendung. Der Autor selbst konnte schreibend die neue Situation besser annehmen. Und um sie zu erklären, kann seine Mutter künftig einfach den Artikel verteilen.